Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 74 (2009)
Heft: 2

Artikel: Jahresbericht 2008 der Kantonalen Denkmalpflege
Autor: Frei-Heitz, Brigitte / Stoffler, Johannes / Affolter, Claudio
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-859072

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Brigitte Frei-Heitz, Johannes Stoffler, Claudio Affolter, Markus Billerbeck und Walter Niederberger

Jahresbericht 2008 der Kantonalen Denkmalpflege

1. Rückblick und Ausblick

Rückblick

Im Jahr 2008 standen die Mitarbeit in mehreren Wettbewerbsjurys, die Auszeichnung guter Bauten, die Betreuung von Fachpublikationen und die Diskussion über den ortsbildverträglichen Umgang mit Sonnenkollektoren im Vordergrund unserer Arbeit.

Zeitgemässe Kirchenkunst als Herausforderung.

Im Baselbiet haben mehrere Kirchgemeinden das Bedürfnis, den Kirchenraum mit neuen Glasfenstern zu verändern. Meist sind es Kirchen mit schmucklosen, nüchternen Fenstern aus dem späten 19.

«Suche nach Sieben». Wettbewerbsentwurf von Claudia & Julia Müller.

oder aus dem 20. Jahrhundert. Dieses Bedürfnis nach neuem Kirchenschmuck führt zum komplexen Thema, wie heutige Kirchenkunst zu beschreiben ist und auszusehen hat. Sakrale Kunst ist im reformierten Baselbiet keine verbreitete und viel diskutierte Aufgabe. Im Vergleich dazu haben katholische Gebiete in Deutschland als Folge des Zweiten Weltkriegs eine reiche Erfahrung und Praxis diesbezüglich. Mit der herausfordernden Aufgabe einer gültigen, zeitgemässen Kirchenkunst verbunden sind die Veränderungen im Bereich der bildenden Kunst. Im aktuellen Kunstschaffen ist die eigentliche Glaskunst kaum mehr vertreten. Künstlerinnen und Künstler aus ganz verschiedenen Sparten erstellen heute die Entwürfe für Kirchenfenster, und deren glastechnische Umsetzung obliegt eigentlichen Glaserfirmen.

Die reformierten Kirchgemeinden Sissach und Pratteln haben Wettbewerbe für neue Kirchenfenster im Chor durchgeführt; in den Jurys war auch die Kantonale Denkmalpflege vertreten. In Sissach hat die Jury den Entwurf von Remo Hobi aus Basel zur Realisation vorgeschlagen. Voraussichtlich werden die Fenster im Jahre 2009 eingebaut. In Pratteln entschied sich die Jury für den Entwurf der Schwestern Claudia und Julia Müller, ebenfalls aus Basel. Dank einer Schenkung sind die neuen Chorfenster im Jahr 2009 zu realisieren.

Wettbewerbe für städtebauliche Lösungen.

Um städtebauliche Fragen und die Einbettung von Neubauten in eine bestehende Struktur ging es in den Wettbewerben Dreispitz (Neubau Kunstfreilager) und Liestal Zentrum Nord. Nachdem der Quartierplan Dreispitz verabschiedet ist, kann das Bauprojekt umgesetzt werden. Das Resultat der Testplanung Zentrum Nord in Liestal mündet in einen Masterplan. Dieser ist die Ausgangsbasis, um die einzelnen Quartierplanungen in den Teilgebieten für die Grundeigentümerinnen und -eigentümer verbindlich umzusetzen.

Preisgekrönte Bauten beider Basel.

Ein Höhepunkt im Berichtsjahr war zweifellos die Prämierung von zukunftsweisenden, qualitativ hochstehenden Bauten und Anlagen, die in den letzten sechs Jahren in den Kantonen Basel-Landschaft und Basel-Stadt erstellt worden sind. Die Kantonale Denkmalpflege begleitet die «Auszeichnung guter Bauten», seit die Prämierung vor 14 Jahren eingeführt worden ist. Markus Billerbeck stellt diese Arbeit in einem eigenen Bericht vor.

Kunstdenkmälerband über den Bezirk Waldenburg.

2008 fanden die Manuskripte für den 4. Band der Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Landschaft (Bezirk Waldenburg) mit den Gemeinden Diegten, Oberdorf und Reigoldswil ihren Abschluss. Die beiden Autoren können sich auf umfangreiche Unterlagen von Dr. E. Stockmeyer aus den 1950er-Jahren sowie von Dr. C. A. Müller aus den 1960er-Jahren abstützen. Daneben stehen ihnen die Ergebnisse neuerer Forschungen aus Archäologie und Denkmalpflege zur Verfügung.

Inventar des Baselbieter Siedlungsgebiets.

Claudio Affolter hat im Sommer 2008 das Bauinventar Baselland (BIB) erfolg-

reich abgeschlossen. Damit ist in rund sieben Jahren das Siedlungsgebiet unseres Kantons aufgenommen und aufgezeichnet worden. Das BIB dient in erster Linien den kantonalen und kommunalen Behörden als Grundlage und Fachinformation. Umgesetzt werden soll das BIB im Rahmen der kommunalen Zonenplanrevisionen.

Begleitung von Renovationen und Sanierungen.

Im Arbeitsbereich der praktischen Denkmalpflege ist als grösseres Projekt die Renovation der reformierten Kirche in Arlesheim zu nennen. Nach rund 20 Jahren war wieder eine sanfte Aussen- und Innenerneuerung angezeigt. Gleichzeitig konnte der Wunsch der Kirchgemeinde nach separaten Räumen in Erfüllung gehen, indem auf der Südseite der Kirche ein kleiner Anbau realisiert wurde.

Daneben hat die Kantonale Denkmalpflege kleinere Sanierungen begleitet: in Sissach am Heimatmuseum und an der «alten Wacht»; in Augst am Gasthof «Rössli»; in Känerkinden am ehemaligen Untervogtshaus; in Pratteln im Friedhof Blözen; in Reigoldswil am Heimatmuseum «Im Feld»; in Oltingen am «Beckehuus», am «Gross Huus» und an der unteren Mühle sowie die Sanierung einer kleinen Hausteinbrücke im Schönthal.

Insgesamt hat die kantonale Denkmal- und Heimatschutzkommission im Jahr 2008 CHF 568 202.30 an Subventionen gesprochen und Subventionen in der Höhe von CHF 633 669.90 an abgeschlossene Renovationen und Sanierungen ausbezahlt.

Der neue Anbau auf der Südseite der Kirche.

Schlossmauer und Sonnenkollektoren als politische Angelegenheiten.

Die Medien haben im Berichtsjahr nicht von den erfolgreichen, aber «unscheinbaren» Renovationen berichtet, sondern in erster Linie über den neu errichteten Vorbau am Schloss Binningen und über die Sonnenkollektoren in den geschützten Kernzonen.

Sie nannten sie «Klagemauer»: Die massive Mauer aus rot eingefärbtem Beton gehört zum neu gestalteten Aufgang des Binninger Schlosses und ist das Resultat eines Wettbewerbs aus dem Jahr 1996 zur Umgebungsgestaltung des Schloss-

parks. Dieser Vorbau entstand gemäss den Wettbewerbsvorgaben; er schliesst einen grossen Vorplatz für das Restaurant sowie Abstellräume im Erdgeschoss und einen Behindertenlift ein. 2008 ist eine Initiative eingereicht worden, die eine dem Schloss mehr entsprechende Lösung fordert.

Die radikale Liberalisierung der Bewilligungspraxis für Sonnenkollektoren in historischen Ortskernen ist eine aktuelle Forderung. Sie zu prüfen hat sich nun eine BUD-Arbeitsgruppe zur Aufgabe gemacht. Je länger sich verschiedene Amtsstellen damit beschäftigen, desto offenkundiger wird die Komplexität dieses Themas. Im Jahr 2009 soll der ausgearbeitete Vorschlag in die externe Vernehmlassung gehen.

Ausblick

Führer zur Siedlungsentwicklung und Architekturgeschichte.

Für November 2009 ist geplant, einen Architekturführer Baselland auf Grundlage der Ergebnisse des BIB herauszugeben. Katja Hasche, Architektin, und Michael Hanak, Kunsthistoriker, verfassen das Manuskript. Vorgesehen ist ein einleitender Überblick über die Siedlungsentwicklung und die Architekturgeschichte des Kantons vornehmlich im 19. und 20. Jahrhundert. Damit wird eine Lücke in der Fachliteratur endlich geschlossen. Dieser architekturgeschichtliche Überblick wird ergänzt mit Architekturrundgängen durch zwölf ausgewählte Gemeinden. Es kommen Gemeinden zur Sprache, die aufgrund der demographischen und wirtschaftlichen Entwicklung eine Baugattung oder eine Bauaufgabe mehrfach realisiert haben und dadurch baugeschichtlich repräsentativ sind. So werden Hölstein als Industrieort mit Fabrikanlagen, Arbeiter- und Meisterhäusern, Fabrikantenvilla und Kantine oder Allschwil als stark wachsende Gemeinde am Stadtrand mit vielen Schulhausbauten vorgestellt. Neben den vielen bestehenden Führern durch die Region wird der Architekturführer den Kanton Basel-Landschaft endlich auch in der «Architekturlandschaft» zur Geltung bringen.

Siedlungsschutz.

Vermehrt wird die Kantonale Denkmalpflege mit der Frage nach dem Umgang und dem Schutz von Siedlungen des 20. Jahrhunderts konfrontiert. Diese Siedlungen sind stets ausserhalb der historischen Ortskerne errichtet worden und befinden sich heute in einer normalen Bauzone ohne weitere Schutzbestimmungen. Siedlungen nach einheitlichem Plan sind eine typische Bauaufgabe des 20. Jahrhunderts, die Architekten in grossartigen Projekten gelöst haben. Im Baselbiet setzte Hannes Meyer mit dem Freidorf in Muttenz 1919 einen Meilenstein – gefolgt von seinen «Wasserhäusern» aus dem Jahr 1921 in Münchenstein. Diese Entwicklung kommt 1963 mit Hermann Baurs Siedlung «Im Lee» in Arlesheim zum vorläufigen Abschluss.

Nicht nur die Denkmalpflege, auch die Eigentümerinnen und Eigentümer sowie die Gemeinden haben das Bedürfnis, Richtlinien für ein gemeinsames Vorgehen bei Renovationen, Umbauten und neuen Bauaufgaben zu erarbeiten. Sie verfolgen damit das Ziel, die Qualität der Siedlung auch für spätere Generationen zu erhalten. Diese Richtlinien sollen als praxisnaher Leitfaden dienen. Die Kantonale Denkmalpflege hat zusammen mit dem Basler Architekturbüro Miller &

Mehrfamilienhaus der Siedlung «Im Lee».

Maranta einen «Prototypen» für die Siedlung «Im Lee» entworfen. Ein ähnlicher Leitfaden ist für die Siedlungen «Wasserhaus» und «Gartenstadt» in Münchenstein geplant. Er entsteht jeweils in Zusammenarbeit mit der Gemeinde sowie den Eigentümerinnen und Eigentümern.

2. Unterschutzstellungen

Der Regierungsrat hat, nachdem Eigentümer/in und Standortgemeinde zugestimmt hatten, folgende Objekte in das kantonale Inventar der geschützten Kulturdenkmäler aufgenommen:

Reigoldswil, Bütschenbrücke von 1823

Birsfelden, Muttenzerstrasse 6, Kino Roxy

Kino Roxy in Birsfelden.

3. Verschiedene Nachrichten

Per Ende Dezember 2008 hat Hans-Georg Bächtold als Kantonsplaner und Leiter des Amtes für Raumplanung seine Arbeit beendet. Die Kantonale Denkmalpflege ist seit Mitte 1998 eine Abteilung des Amtes für Raumplanung. Herr Bächtold stellte sich die Aufgabe, die Zusammenarbeit und Koordination der verschiedenen Abteilungen zu intensivieren und so eine optimale Basis und eine hohe Fachkompetenz für die Aufgabe der Raumplanung zu schaffen. Da ein Standbein der alltäglichen Arbeit der Kantonalen Denkmalpflege die Schutzbestimmungen für Einzelobjekte und Ensembles in den Kernzonen ist, kann sie von der Zusammenarbeit mit den Planungsabteilungen des Amtes profitieren. Herr Bächtold hat die Arbeit und die Anliegen der Kantonalen Denkmalpflege stets unterstützt. Wir danken ihm dafür und wünschen ihm an seiner neuen Stelle als Generalsekretär des SIA viel Erfolg.

4. Ein Leitfaden für den Gartenbesitzer

Gärten haben ein schweres Schicksal. Wenn sie nicht bedenkenlos für Parkplätze, Neubauten oder pflegeleichte Steinwüsten geopfert werden, so erleiden sie in immer kürzeren Intervallen Umgestaltungen, die den kurzlebigen Modeströmungen der Garten- und Hobbycenters folgen. Zwei der wesentlichen Gründe, weshalb Gärten im Vergleich zu Bauten eher zerstört werden, sind die Unkenntnis über die historische Bedeutung des Gartens und die geringere Wertschätzung dieses Kulturgutes. Auch dem schleichenden Verfall und der Verwilderung sind Gärten viel stärker ausgesetzt als Bauten. Die Kantonale Denkmalpflege hat deshalb den Landschaftsarchitekten und Gartenhistoriker Dr. Johannes Stoffler beauftragt, einen Leitfaden für Gartenbesitzerinnen und -besitzer zu verfassen. Dieser Leitfaden führt den Leser in die Geschichte der Gartenkultur ein und gibt Hinweise, wie jede und jeder die Geschichte des eigenen Gartens entdecken kann. Ein gewichtiger Teil ist der Gartenpflege gewidmet.

Gartenpflege ist Aufgabe jedes Gartenbesitzers und jeder Gartenbesitzerin, ist Lust und Last zugleich. Sie beinhaltet sowohl die Instandhaltung als auch die Instandsetzung des Gartens. Sie umfasst alle laufenden Arbeiten im Garten einschliesslich kleinerer Reparaturen an Bauten und der Regeneration des Pflanzenbestands durch Schnitt, Fällung und Neupflanzung. So erhält der alte Baum einen Entlastungsschnitt, die lückige Hecke wird mit derselben Art nachgepflanzt, das Sommerblumenbeet wird neu bepflanzt, die Parkbank wird mit derselben Farbe neu gestrichen. Die wichtigsten Grundsätze der richtigen Gartenpflege kommen zur Sprache: *Zeitzeugnisse mit Altersspuren erhalten:* Ziel jeder guten Pflege ist es, die historische Substanz des Gartens mit ihren Altersspuren zu bewahren. Alte Bäume beispielsweise sind wichtige Zeitzeugen sowie Stimmungsträger und sollten so lange wie möglich bestehen bleiben.

Zeitschichten lesbar halten: Viele Gärten wurden im Laufe der Zeit immer wieder qualitätsvoll ergänzt und weisen deshalb Spuren mehrerer unterschiedlicher Ge-

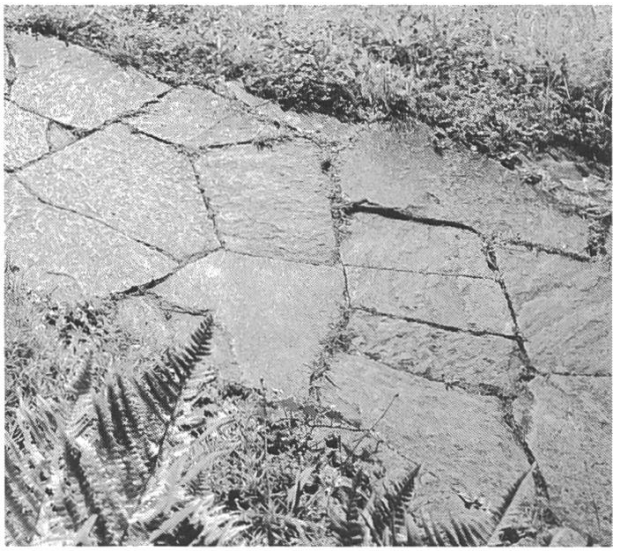
staltungen auf, die wie Zeitschichten neben- oder übereinander liegen. Ziel einer guten Pflege ist es, diese Zeitschichten lesbar zu halten.

Pragmatisch pflegen: Wenn Ihre Zeit und Ihre finanziellen Mittel nicht für eine aufwändige Pflege des Gartens ausreichen, setzen Sie Schwerpunkte in der Pflege. Versuchen Sie, das Gerüst des Gartens mit seinen Gehölzen und Rasenflächen zu erhalten und arbeitsintensive Bereiche, etwa Blumenbeete, zu extensivieren.

Kompetent pflegen: Nicht jeder Mensch hat einen «grünen Daumen». Seien Sie anspruchsvoll, wenn Sie eine Firma mit der Pflege Ihres Gartens beauftragen: Verlangen Sie mehrere Offerten von verschiedenen, erfahrenen Firmen mit entsprechenden Referenzen und fordern Sie, dass eine Fachperson die Arbeiten selbst ausführt oder wenigstens genau überwacht.

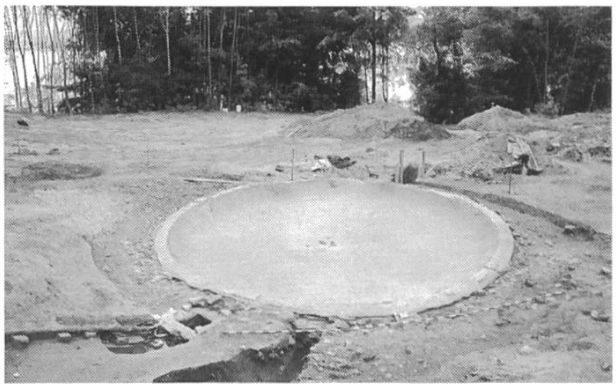
Nach einem Konzept pflegen: Nur was man kennt, kann man richtig pflegen. Wenn Sie über die Entwurfsidee und die Geschichte Ihres Gartens Bescheid wissen, können Sie Ihr Pflegekonzept gezielt danach ausrichten und verborgene Qualitäten wieder herausarbeiten. Auch Gärtnerinnen und Gärtner sind vielfach motivierter, wenn sie die Geschichte des Gartens kennen.

Die Denkmalpflege um Rat fragen: Offene Fragen klären sich erfahrungsgemäss nach einer freiwilligen Begehung mit der Kantonalen Denkmalpflege. Die Denkmalpflege kann Ihnen kompetente Fachleute für Ihr Problem oder für ein Parkpflegewerk empfehlen. Für wert- und substanzerhaltende Massnahmen an geschützten Kulturdenkmälern kann sie auch Finanzierungsbeiträge bewilligen.



Steinplattenweg mit bewachsenen Plattenfugen.

Zierschnitt der Eiben.



Freilegung einer alten Brunnenanlage.

Des Weiteren bietet der Leitfaden Anleitung zum Baumschnitt, zum Rasen- und Wegeunterhalt, zu Stauden und Sträuchern wie auch zur Bepflanzung von Blumenbeeten. Stets wird das Augenmerk auf die unscheinbaren, aber gartenhistorisch wertvollen Bauteile oder Pflanzen gelenkt: alte Beeteinfassungen, Spuren historischer Baumschnitttechniken oder ausgewilderte Frühjahrsblüher. An die Besitzerinnen und Besitzer von grösseren Gartenanlagen richtet sich ein Kapitel zum Parkpflegewerk – eine wertvolle fachliche Grundlage, die eine Bewertung des Bestandes, einen Idealplan sowie einen nach Dringlichkeit geordneten Pflegeplan umfasst. Am Schluss kommt auch «das liebe Geld» nicht zu kurz. Am Beispiel des Schlossgartens Oberhofen listet der Autor den effektiven Pflegeaufwand sowie die Kosten auf. Er weist aber auch darauf hin, dass für den Erhalt und die Pflege historisch wertvoller Anlagen Subventionen bei den kantonalen oder städtischen Denkmalpflegen beantragt werden können. Eine Adressliste aller Fachstellen, Vereinigungen und Institute, die auf dem Gebiet der Gartendenkmalpflege Unterstützung bieten sowie eine Literaturliste runden den wertvollen Leitfaden ab. Interessierte können ihn bei der Kantonalen Denkmalpflege gratis beziehen.

Johannes Stoffler/Brigitte Frei-Heitz

5. Bauen zwischen Stadt und Landschaft

Das Bauinventar Basel-Landschaft ist nach siebenjähriger Arbeit Ende Juli 2008 abgeschlossen worden. Es umfasst eine kantonsweite Sichtung im Siedlungsgebiet und berücksichtigt sämtliche Bauten bis 1970. Von den über 1000 ausgewählten schützenswerten Bauten werden hier zehn Beispiele näher vorgestellt:

Sozialer Wohnungsbau im Grünen

Um 1900 versuchten aufgeklärte Fabrikanten, die sozialen Spannungen mit solide gebauten Arbeiterhäusern zu entschärfen. Nach ersten Wohnbauten in Grellingen, Aesch und Münchenstein erstellte 1919 der international bekannte Architekt Hannes Meyer das Freidorf in Muttenz. 150 Arbeiterfamilien kamen zu einer günstigen Wohnung mit dazugehörigem Gemüsegarten. Das Einzelhaus garantierte Individualität, während die zahlreichen Verbindungswege, der zentrale Platz sowie der genossenschaftliche Bau die Gemeinschaft förderten. Etwa gleichzeitig entstand in Münchenstein die Siedlung «Wasserhaus» von Hans Bernoulli. Zu den Häuserzeilen mit insgesamt 60 Wohneinheiten gesellen sich kleine Vorgärten auf der Strassen- und

Die Gartenstadtsiedlung «Wasserhaus».

tiefe Nutzgärten auf der Rückseite. Die Siedlung gilt als bürgerliche Variante zum «sozialistischen» Freidorf.

Ende der 1950er-Jahre suchten Planer und Architekten nach neuen Formen des «verdichteten Wohnens». Für die Schweizer Topografie waren zwei Konzepte vorteilhaft, nämlich die Terrassen- und die Teppichsiedlung. Neben den Ikonen der Schweizer Architekturgeschichte wie der Siedlung «Halen» oder der Terrassensiedlung in Brugg-Umiken findet sich auch eine geglückte Versuchssiedlung in Reinach. Angelehnt an nordische Vorbilder entstand die neuartige Siedlung «In den Gartenhöfen». Am Fusse des Kirchenhügels breitet sich eine Teppichsiedlung aus 41 miteinander verwobenen Winkelbauten aus, die Ulrich Löw und Theodor Manz 1959 realisierten. Die Beschränkung auf wenige Materialien (Sichtbackstein, Beton, weisses Holz), das intensive Gewebe von eingeschossigen Flachdachbauten und die Differenzierung der Aussenräume stellen die herausragenden Merkmale dar. Trotz äusserer Verbindung eines Hauses mit dem nächsten bleibt jedem Bewohner und jeder Bewohnerin das grösstmögliche Mass an Privatsphäre bewahrt.

Öffentliche Bauten als Visitenkarte des Kantons

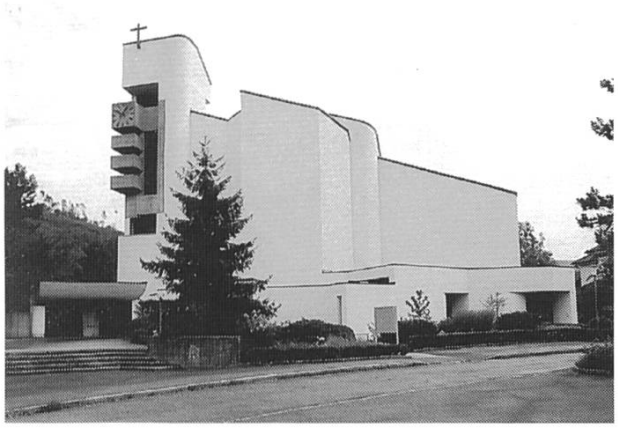
Während die Gemeinden vor allem für genügend Schulräume besorgt waren, nahm der Kanton seine kulturpolitische Aufgabe im Schulbau wahr. Da die Bauaufträge durch Wettbewerbe vergeben wurden, kamen gute gestalterische Resultate zustande. Wilfrid und Katharina Steib realisierten 1959 die Realschule Gerenmatt in Arlesheim und 1963 die Sekundarschule Erlimatt in Pratteln. Ihre

Die Schule Herrenmatte in Läufelfingen.

Bauten orientierten sich an den internationalen Vorbildern der 1960er-Jahre, die materialgerechtes und kubisch differenziertes Bauen proklamierten. Der skulpturale Charakter zeichnet die elegante Schulanlage Herrenmatte in Läufelfingen aus. Das moderne Prinzip der sich durchdringenden Kuben haben die Basler Architekten Hans Peter Baur und Leo Cron konsequent angewendet: Klar geschnittene Sichtbetonkuben mit weit vorkragenden Flachdächern stehen gestaffelt im terrassierten Gelände.

Das 1964 fertig gestellte Kantonsspital Liestal von Rudolf Steiger und Hermann Fietz bildet mit seiner charakteristischen geknickten Form einen starken Akzent im Ergolztal. Der Wunsch nach einem guten Gesundheitsdienst kam in einer qualitätsvollen Architektur zum Ausdruck. Bemerkenswert sind die sorgfältig gestalteten Übergänge von aussen nach innen, die vielfältig gestaffelten Fassaden und die gute Belichtung.

Die Form als künstlerisches Ereignis spielte auch bei Hermann Baurs katholischer Kirche in Birsfelden eine wichtige Rolle. Sein Gotteshaus, erbaut 1957–59, ist der erste moderne Sakralbau im Ba-



Die Kirche St. Maria in Zwingen.

Die umgenutzte «Züblin-Halle».

selbiet. In der Tradition von Baurs Architektur steht die Kirche St. Maria in Zwingen aus dem Jahr 1968, ein Werk der Basler Architekten Guerino Belussi und Raymond Tschudin. Das Zeltdach der halbrunden, plastisch durchgeformten Hallenkirche zieht sich spiralförmig zum Glockenturm hoch. Der Bezug des westlichen Vorplatzes zum Innenraum, die Begrenzung des Raumes durch freigestellte gerade und geschwungene Wände, der theatralische Lichteinfall sowie die formale Abstimmung von Innenraum und Mobiliar sind Merkmale, die schon Le Corbusiers Wallfahrtskapelle in Ronchamp auszeichnen.

Magere Ernte im Industriebau

Der Industriebau hätte im Baselbiet ein bedeutendes Kapitel der Baukultur schreiben können. An Bauaufgaben mangelte es wahrlich nicht. Was aber an Industriebauten im Raum Laufen und Liesberg noch übrig bleibt, ist eher enttäuschend. Die ehemaligen Bohrtürme der Rheinsalinen sind zwar gerettet und verschoben worden, aber die Neuplatzierung kann kaum befriedigen. Schweizerhalle vermittelt den Eindruck, als seien Mauern hochgezogen worden, um sie möglichst schnell wieder abzureissen. Die selbstbewussten Chemiefirmen haben ihre architektonischen Visitenkarten offensichtlich lieber in Basel realisiert.

Drei bedeutende Industriebauten sind aber doch entdeckt worden: 1953 baute der Zürcher Architekt Hans Hofmann mit dem Kraftwerk Birsfelden einen sakral anmutenden Zweckbau. Das gefaltete Dach, die sichtbare Tragkonstruktion der Maschinenhalle und der regelmässige Rhythmus der Wehrpfeiler beim Stauwehr geben der Grossanlage eine elegante Leichtigkeit, die durch die Transparenz der verglasten Halle noch erhöht wird. Hofmann wollte «die Landschaft gleichsam durch die Halle blicken» lassen.

Die Rundhalle in Muttenz von 1964 wurde nach einem neu entwickelten Verfahren (System Züblin) als Prototyp für den Eigengebrauch hergestellt. Nur ein einziges Vergleichsobjekt ist bekannt: Drei Jahre später baute dieselbe Firma Züblin AG in Grolley (Kanton Freiburg) eine zweite Rundhalle mit einem Durchmesser von 60 Metern, die sich aber in der Fassadengestaltung wesentlich unterscheidet. Die zentrale Kranbahn bestimmte die gewählte Konstruktion und die Zylinderform.

Bei der Eindampfungshalle der Rheinsalinen Pratteln, vom Basler Büro Burckhardt Architekten entworfen, handelt es sich um eine architektonische Inszenierung von grosser Souveränität. Charakteristisch ist die rautenförmige Verkleidung des Faltdaches, die an die Kristallstruktur des Salzes erinnert. Konstruktiv handelt es sich um einen mächtigen Stahlskelettbau, der horizontal und vertikal mit Windverbänden versteift ist.

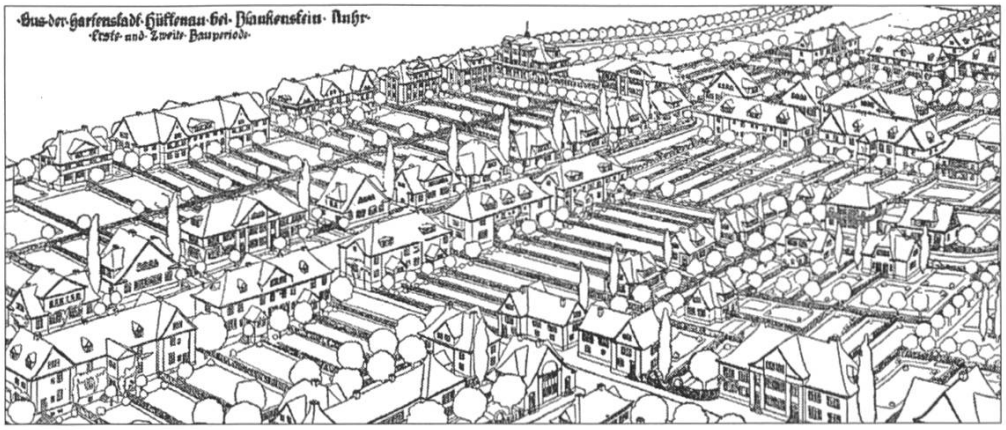
Die für die zehn Beispiele verantwortlichen Architekten und die Architektin stammen grösstenteils aus Basel. Die Architektur im Kanton Basel-Landschaft kann nicht losgelöst von der Baukunst der Stadt betrachtet werden. Sie schliesst nahtlos an die Stadt an, und die Grenzen sind nur für Ortskundige erkennbar. Spannend bleibt bis heute der gegenseitige Kulturaustausch, an dem sich die Landschäftler und Landschäftlerinnen genauso beteiligen wie die Städterinnen und Städter.

Claudio Affolter

6. «Roter Reiz in grüner Ruhe»: die Gartengestaltung bei Hannes Meyer am Beispiel des Freidorfs in Muttenz

Hannes Meyer zählt zu den bedeutendsten unter den zukunftsorientierten Architekten der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, der mit seinen konsequenten Arbeiten wesentlich zur Entwicklung der modernen Architektur beitrug. Wie viele Architekten seiner Generation vertrat er eine sozial orientierte und wissenschaftlich begründete Architekturauffassung, welche die im Zuge der Industrialisierung veränderten Anforderungen an ein zeitgemässes Wohnen und an ein kostengünstiges Bauen umsetzte.

Hannes Meyers Geburtstag jährt sich am 18. November 2009 zum 120. Mal. Der geborene Basler wurde berühmt durch seinen Wettbewerbsbeitrag von 1927 für den Völkerbundpalast in Genf sowie als Direktor des Bauhauses in Dresden in den Jahren 1928 bis 1930. Als junger Architekt reiste er 1910 nach Berlin, wo er auf die erstarkenden Genossenschafts- und Gartenstadtbewegungen traf. Die hier proklamierten Ziele entsprachen ganz seinen Vorstellungen eines fortschrittlichen und verantwortungsvollen



Vogelperspektive der Gartenstadt Hüttenau, um 1910 von Georg Metzendorf geplant.

Siedlungsstrasse mit Vorgärten. Die Rumbler-Rosen blühen. Postkarte um 1932

Wohnens und Bauens. In dieser Zeit reiste er auch nach England und studierte die bereits realisierten Gartenstädte Letchworth, Bourneville und Port Sunlight. Danach kehrte er für kurze Zeit nach Basel zurück und trat im Jahre 1916 ins Büro des Münchner Architekten Georg Metzendorf ein. Hier bearbeitete er Entwürfe zu den Gartenstädten Margarethenhöhe in Essen-Ruhr und Hüttenau. Anschliessend wechselte er ins Baubüro der Firma Krupp in Essen und projektierte unter anderem eine Arbeitersiedlung in Kiel-Gaarden.

Zurück in Basel, begann Hannes Meyer 1919 die Genossenschaftssiedlung Freidorf zu planen und zu realisieren, die ihn über die Grenzen der Schweiz hinaus bekannt machte.[1]

Die Gartenstadtbewegung

Um die Jahrhundertwende wurden die Defizite der grossstädtischen Lebens- und Wohnverhältnisse immer manifester. Die zu hohe Dichte der Wohnbebauung und das Fehlen von Grünflächen wurden auch für die mangelnde Wohnhygiene verantwortlich gemacht. Als visionäre Lösung wurde die Idee der Gartenstadt propagiert. Der englische Sozialreformer Ebenezer Howard hat diese Idee bereits in seinem 1898 erschienenen Buch *To-Morrow – A peaceful Path to Real Reform* skizziert. In einem Diagramm entwickelte Howard die Struktur der «Garden City» als ein System aus konzentrischen und radialen Strassen, die allesamt von Bäumen gesäumt sind. Die Gebäude wünschte sich Howard als vortrefflich gebaute Häuser, jedes mit einem eigenen und gut bemessenen Garten. Howards städtebauliche Konzeption setzten 1904 der Architekt und Stadtplaner Raymond Unwin und sein Partner Barry Parker in die Praxis um: Ausserhalb von London entstand die erste Gartenstadt in Letchworth. Es folgten weitere. Diese stadtplanerischen Entwicklungen in England fanden in Deutschland sehr schnell eine Parallele. Im Jahre 1902 wurde in Berlin die «Deutsche Gartenstadtgesellschaft» gegründet. Sie machte mit einer Wanderausstellung Werbung für ihre Ziele und gab von 1907 bis 1931 die Zeitschrift *Gartenstadt* heraus. Die Zielsetzungen der «Deutschen Gartenstadtgesellschaft» fanden in der Bevölkerung enorme Zustimmung. In der Folge gewann die Gesellschaft innerhalb weniger Monate Hunderte von Mitgliedern. Zwischen 1909 und 1914 schossen in Deutschland viele Gartenstädte aus dem Boden. Zu den ersten Siedlungen gehörte auch die «Margarethenhöhe».

Ganz im Gegensatz zu den englischen Planern, die Howards Idealstadtsystem folgten und eine Vorliebe für monumentale Achsen und grosse, grüne Plätze zeigten, suchten die deutschen Planer mehr nach einem traditionellen, kleinstädtischen Massstab. Sie strebten weniger nach repräsentativer Geste als vielmehr nach den Stimmungswerten von mittelalterlichen Stadtstrukturen und ländlichen Architekturformen.

Die Gartenstadtplanungen wiesen zwar baumgesäumte Strassen, markante Solitärbäume und begrünte Plätze aus, doch darüber hinaus gab es normalerweise keine detaillierten Planungen für die einzelnen Hausgärten. Diese sind oft von Liguster- oder Hainbuchenhecken gesäumt und unterstreichen damit ihre Privatheit. In der Regel waren sie unterteilt in eine Rasenfläche in Hausnähe und in einen daran anschliessenden Nutzgarten mit einem Streifen mit Gemüsebeeten und Beerensträuchern, hier und da unterbrochen von Obstbäumen.

Gartenstädte sind meist von Architekten entworfen worden, ohne Beizug von Landschaftsarchitekten. Dies ist für die damalige Situation symptomatisch. Ein kurzer Rückblick in die Geschichte der Gartenkunst zu Anfang des letzten Jahrhunderts zeigt die Ablösung des traditionellen, landschaftlichen Gartenstils durch eine funktional-architektonische Auffassung von Gartengestaltung. Führende Architekten in Deutschland und in der Schweiz forderten eine enge Anbindung des Gartens an das Haus und beanspruchten für sich die gestalterische und fachliche Kompetenz. Der sogenannte «Architektengarten» respektive «Architekturgarten» soll das Gesamtkunstwerk von Haus und Garten verwirklichen. Die einsetzende Kontroverse zwischen Landschaftsgärtnern, Gartenarchitekten und Architekten wurde teilweise öffentlich ausgetragen, so in der *Schweizerischen Bauzeitung*. Der Mangel an botanischen und gartenbaulichen Kenntnissen bei den Architekten trat bei vielen Projekten, gerade auch bei Gartenstädten, offen zu Tage. Die Bepflanzung orientierte sich fast ausschliesslich an den städtebaulichen und räumlichen Situationen. Die Vielfalt der gestalterischen Möglichkeiten wurde aus Mangel an Kenntnis kaum je genutzt und die richtige Standort- und Pflanzenwahl folgte oft erst nach Misserfolgen.

Die Gartengestaltung des Freidorfs

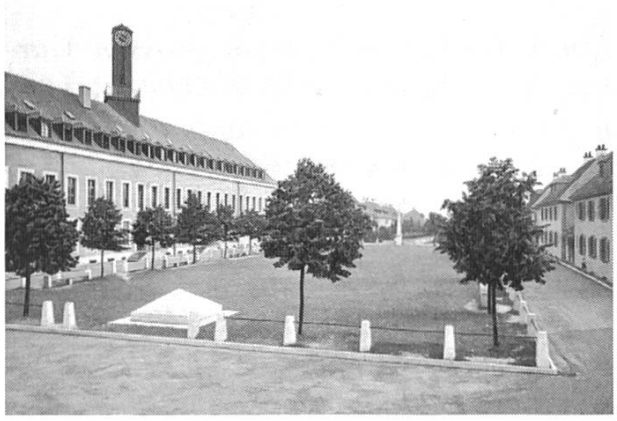
Soweit wir heute wissen, hat Hannes Meyer das Konzept der gärtnerischen Gestaltung selbst entwickelt. Aufgrund seiner praktischen Erfahrung in Deutschland hat er die Wichtigkeit der Pflanzenauswahl erkannt und umfangreiche botanische Studien gemacht. Es ist auffällig, dass in erster Linie einheimisches Gehölz sowie bewährte neuere Züchtungen berücksichtigt wurden. Die gärtnerische Gestaltung betrifft ausschliesslich die öffentlichen Räume der Strassenzüge sowie die halböffentlichen Zonen der Vorgärten, während die rückwärtigen Hausgärten in die Verantwortung der Eigentümer fielen.

Als er die Gesamtanlage fertig gestellt hatte, verfasste Hannes Meyer eine euphorisch anmutende Beschreibung der Siedlung. In diesen Sätzen werden die Referenzen und Assoziationen aufgezählt, die er umsetzen wollte. Die folgenden Zeilen schildern das Gestaltungsziel von Haus und Garten und verdeutlichen die «atmosphärische» Bedeutung der Pflanzen.

Ein Zellenbau mit einem grossen Garten. Roter Reiz in grüner Ruhe. Steinernes Freundschaftsband läuft seine Mauer ringsum von Kopfbau zu Kopfbau. Grünes Schutzband folgen ihr windwärts die Kirschbäume. Wo längs der Autostrasse Freidorfs Kleinwelt das Getriebe grosser Welt berührt, legt sich als Grüngürtel die Promenade zwischen Strassenstaub und Wohnbezirk. Mit Ligusterhecke, Grasnarbe und Nussbaumallee erkämpft sich dem Staudenreich ihrer 2000 win-

Siedlungsgärten. Postkarte um 1932.

Die Promenade. Postkarte um 1932.



Die Spielwiese. Postkarte um 1932.

terharten Blumen, vegetative Vertreter aller Erdteile, eine blühwillige Existenz. Der Genossenschaft Vorbehalt gilt alle Kultur von Hochstamm-Nutzbäumen, hingegen bleibt Anlage des Kleingartens dem Siedler völlig anheimgestellt.[2] Meyer benennt immer wieder vier kompositorische Raumbilder, die gleichsam als Gestaltungsmodule die Gesamtanlage bestimmen. Es sind dies: *Die Promenade. Die Spielwiese. Der Wohnhof und der andere Wohnhof. Der stille Platz.* Diese Raumbilder, von Architektur gefasst, erhalten gerade durch die bestimmenden, gärtnerischen Elemente ihre Funktion und ihre typische Gestimmtheit. Die *Promenade* wird als Vorhalle beschrieben, in der alles zur Eile und zur Tiefe läuft: *Holzmaste, Telephondrähte, Wallnussbäume, Gartenmauern, Ligusterhecken, torfbraunes Zickzack der Beete (...) Die Spielwiese: ein Rasenrechteck, grün und braun, Natur und Unart. Darauf eine Denkstein-Pyramide. Sonst alles Spiel: Kinderspiel, Linienspiel, Farbenspiel. Beidseitig eine Reihe Silberlinden in strammer Parade. (...) Der Wohnhof und der andere Wohnhof: ein langer Saal mit vierzig Türen. (...) Zwei Rosaketten Pfirsichblüten über privatgärtnerischem Durcheinander (...) Zwei rosafarbene Langhauswände und darauf, moderne Fassadenkletterer, Rosa excelsa und Dorothee Perkins in krauser Ranke. (...) Der stille Platz: Hier ist alles Ruhe. Vier Platanen, persische Flüchtlinge, lauschen im Viereck dem Plätscherbrunnen. Drei Doppelhäuser, im Geviert gelagert. Davor drei erdbraune Teppiche mit eigensinnigem Dekor von dreissigerlei Schwertlilienblättern. (...)*[3]

Für Hannes Meyer ist die physiologische, psychologische und ästhetische Wirkung von Pflanzen auf den Menschen unbestritten und ein wesentliches pädagogisches

Moment in der Erziehung und Bildung des «landfremd gewordenen Menschen». Die Arbeit im Gemüse- und Obstgarten ist «aktive Heimatpflege».[4]

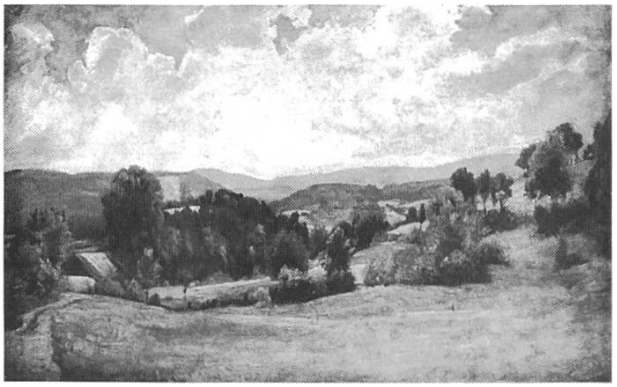
Interpretation

Analysiert man das gärtnerische Gestaltungskonzept, so stellt sich dieses ganz in den Dienst einer klaren Raumbildung und akzentuierten städtebaulichen Situation. Beinahe traditionell werden alle Strassenachsen mit hochstämmigen Gehölzen betont und die Eingangstore mit den hochwachsenden Pappeln eingefasst. Dieser strengen architektonischen Grundhaltung wird nun gleichsam antipodisch begegnet: Zum einen wird die Strenge der gesetzten Alleen mit der Artenvielfalt der Hochstämmer aufgelockert, die bezüglich Wuchsform, Vegetationsphasen, Blattform und Blattfarbe sich stark unterscheiden und die Stimmung der vier Raumbilder entscheidend prägen. Die Hausgärten werden einzig mit Maschendrahtzäunen unterteilt. Hannes Meyer verzichtet auf die damals üblichen blickdichten Ligusterhecken und fasst damit die Hausgärten zu einer einzigen grossen Gartenlandschaft zusammen. Das «privatgärtnerische Durcheinander» wird so zum prägenden Erscheinungsbild. Das ungehemmte Wachsen, die Fülle der Farben und Formen ist gewollt: Rambler-Rosen und Glyzinien sollen die Strenge der Hausfassaden und der Gartenzäune überspielen. Die Gestaltungskraft und Fülle der Natur nimmt Hannes Meyer auch in der umgebenden Landschaft wahr. Als eine der ganz wenigen Gartenstädte bezieht das Freidorf in seine Grundkonzeption auch die Umgebung ein: Hannes Meyer macht darauf aufmerksam, dass das Blickfeld der Strassenachsen in die Landschaft hinausweist, der «Strassenrahmen eine allerechteste Hans-Thoma-Schwarzwald-Landschaft» einfasst.

Brigitte Frei-Heitz

Der stille Platz. Postkarte um 1932.

Siedlungsstrasse mit Vorgärten. Ein alter Kirschbaum ist einbezogen worden. Postkarte um 1932.



Hans Thoma, Schwarzwaldlandschaft um 1873.

7. Eine Plattform für gutes Bauten

Seit Jahren ist es offensichtlich, dass der sorglose Umgang mit dem knappen Boden und der gewachsenen Struktur unserer Dörfer und Städte nicht weitergehen darf. Wir erkennen, dass das Bauen immer mehr zur öffentlichen Auseinandersetzung mit dem Bestehenden wird – nicht nur mit der historischen im Sinne der Denkmal- und Ortsbildpflege, sondern auch mit der trivialen Bausubstanz. Somit sind wir verpflichtet, jeden Eingriff zur Verbesserung des Objekts und seiner Umgebung einer Qualitätsprüfung zu unterziehen.

Bautenprämierung

Seit 25 Jahren verleiht der Kanton Basel-Landschaft zusammen mit dem Kanton Basel-Stadt Auszeichnungen für gute Bauten und Anlagen. Warum diese Auszeichnung? Die Region Basel ist bekannt für ihre kulturelle Offenheit. Bauen ist bei uns eine öffentliche Angelegenheit geworden, von der Verwaltung gewollt, getragen und unterstützt. Es scheint, dass in unserer Region die Bauherrschaft und die Architekten intensiver als anderswo in geistigen Wettstreit treten. Diesem Klima ist es zu verdanken, dass Bauten und Planungen im Allgemeinen in den Medien vermehrt wahrgenommen, diskutiert, kritisiert und mit der Bautenprämierung auch gelobt werden. Die öffentliche Auszeichnung ist ein geeignetes Mittel, um gute Beispiele bekannt zu machen, ihre Besonderheit in Bild und Wort zu erklären und zu gutem Bauen und Planen zu motivieren.

Dem Beispiel anderer Kantone folgend, begann Basel-Stadt im Jahr 1980 mit der Prämierung von hervorragenden Bauten; 1985 zog Basel-Landschaft mit einem auf sein Gebiet beschränktes Vorgehen nach. Damals sassen noch Verwaltungsmitglieder und externe Preisrichterinnen und Preisrichter in der Jury. Seit 1992 tragen die Kantone Basel-Landschaft und Basel-Stadt das Verfahren gemeinsam und paritätisch aus. Auch die Beurteilung der guten Bauten erfolgt seither ausschliesslich durch unabhängige Fachleute aus dem In- und Ausland, ohne dass die Bau- und Planungsämter der beiden Basel vertreten sind.

Auszeichnungsplaquette (oben) und Ausstellungsbroschüre 1955.

Das wichtigste Ziel dieser von den beiden Baudirektionen initiierten Veranstaltung ist zweifellos, der schöpferisch engagierten Leistung der Architektinnen, Architekten, Planerinnen und Planer sowie ihren Auftraggebern ein öffentliches Lob auszusprechen und die Öffentlichkeit zu einem besseren Verständnis für den Umgang mit Bauvorhaben und moderner Architektur anzuregen.

Architekturauszeichnungen haben heute Hochkonjunktur. Sie reichen von kleinen, lokalen Auszeichnungen bis zu den renommierten internationalen Awards. Das inoffizielle Ranking der Architekturpreise führt der in den USA verliehene Pritzkerpreis an, der mit 100 000 Dollar ausgestattet ist und neben dem japanischen «Praemium Imperiale» gerne als eine Art Nobelpreis für Architektur bezeichnet wird. Gleich beide Auszeichnungen gingen letztes Mal an die Schweiz: 2008 an Peter Zumthor, 2007 an Jacques Herzog und Pierre de Meuron. Neu verleiht nun auch die Schweiz alle zwei Jahre den «BSI Swiss Architectural Award»: Unter dem Patronat und mit der Unterstützung des Bundesamtes für Kultur sowie der Accademia in Mendrisio vergibt die Jury die Preissumme von CHF 100 000.

Rahmenbedingungen für die Auszeichnung

Die «Auszeichnung guter Bauten» findet alle fünf Jahre statt. Sie prämiert Werke, die hervorragend und von überdurchschnittlich hoher Qualität sowie hinsichtlich Städtebau, Architektur, Ökonomie, Ökologie und Soziologie vorbildlich sind. Eine Jury von Fachleuten für Städtebau, Architektur, Baugeschichte, Statik, Freiraum, Energie und Wirtschaft sichtet in einer ersten Phase die eingereichten Bauwerke und ordnet diese inhaltlich nach Gruppen. Aus diesen Gruppen werden in mehreren Beurteilungsgängen die besten Objekte herausgefiltert und vor Ort auf ihre Qualität überprüft. Jedes einzelne Jurymitglied muss sich bei der Beurteilung wiederholt die Frage stellen, was ein gutes Bauwerk ausmacht: Ist es der Umgang mit der erhaltenswerten Bausubstanz, die von aussen sichtbare architektonische Qualität, die Verbindung von Form und Funktion, die relative Qualität der einzelnen Bauten im Vergleich zu ihrem Umfeld oder sind es die Rahmenbedingungen der Realisierung? In ländlichen Gebieten beispielsweise sind die Rahmenbedingungen oft kontroverser und der Erklärungsbedarf ist grösser, wenn mit einem Projekt neue Horizonte gesucht werden.

Anforderungen und Verfahren

Gutes Bauen, gute Architektur und sinnvolle Planung lassen sich nicht alleine mit baugesetzlichen Mitteln fördern. Gute Architektur entsteht durch eine aufgeschlossene, mutige Bauherrschaft mit kultureller Neugierde. Zur Auszeichnung können sich sowohl die Bauherrschaft als auch die Architektinnen und Architekten daher mit mehreren Objekten bewerben. Die Objekte müssen im Kanton Basel-Landschaft oder in Basel-Stadt stehen. Das Auszeichnungsverfahren koordiniert und organisiert ein Lenkungsausschuss der beiden Kantone. Er setzt sich aus Vertretern und Vertreterinnen der Bau- und Planungsämter zusammen. Ihre Aufgaben sind insbesondere die Wahl der Jurymitglieder, die öffentliche Ausschreibung und die Kontakte zu den Verbänden wie auch die Gestaltung der Preisverleihung und des Katalogs. Die Baudirektoren der beiden Basel würdigen in Anwesen-

Prof. Dorothee Huber, Jurymitglied 1985–2008.

heit der Preisträgerinnen und Preisträger die prämierten Objekte und zeichnen sie mit einer Urkunde aus. Eine öffentliche Ausstellung aller eingereichten Arbeiten schliesst das Prämierungsverfahren ab.

Beurteilung der Bauwerke

Die Mitglieder der Beurteilungskommission sind beauftragt, eine offene Anzahl von hervorragenden Bauten auszuwählen, die durch Klarheit im Ansatz und Konsequenz in der Ausführung beispielhaft und richtungweisend erscheinen. Sind doch verschiedenartige Bauwerke – vom umgebauten Bauernhaus bis zur Spitalanlage, vom Haustierpark bis zur Friedhofanlage, vom Einfamilienhaus bis zum Behindertenheim, von der Tramstation bis zur Einstellhalle – zu diskutieren und zu bewerten. Jedes Jurymitglied wird aufgefordert, jedes einzelne Bauwerk zu beurteilen. Dass teils kontrovers argumentiert und geurteilt wird – und in manchen Fällen auch abgestimmt werden muss –, ist demokratischer Brauch. Respekt dem Objekt, den engagierten Architektinnen und Architekten und der weitsichtigen Bauherrschaft gegenüber ist ebenso selbstverständlich wie eine offene Haltung der Architektur und den zeitgenössischen Entwicklungen gegenüber. Um die Anliegen und Qualitäten der vorgestellten Bauwerke zu verstehen, liest sich die Jury in mehreren Rundgängen durch die in Bild-, Text- und Plandokumentationen vorgestellten Arbeiten ein. Die Juroren und Jurorinnen besichtigen gemeinsam diejenigen Bauwerke, die in der engeren Wahl verbleiben; sie sprechen teils mit den Nutzern der Bauten und diskutieren eingehend vor Ort.

Die Bedeutung einer solchen Jurierung hängt für die Kantone mit anderen Bestrebungen von staatlicher und nichtstaatlicher Seite zusammen, die Qualität der Architektur in ihrer Gesamtheit anzuheben. Auf diese Weise soll die Bevölkerung Grund und Gelegenheit haben, sich mit unserer gebauten Umwelt aktiver auseinanderzusetzen.

Jurymitglieder in St. Louis 2008.

Einfamilienhaus Reservoirstrasse 16, Oberwil (Herzog & de Meuron, Architekten Basel).

Jugendzentrum Burgstrasse 95, Reinach (R. Senn/ F. Meier, Architekten Basel).

Beurteilungskriterien

Massgeblich sind Kriterien des Städtebaus, des Erscheinungsbilds, der strukturellen Gliederung, der Wirtschaftlichkeit, der Nachhaltigkeit und des sozialen Umfelds – bis hin zur Materialwahl und zur Angemessenheit. Mut und Gestaltungskraft des Bauwerks und was dieses zu leisten im Stande ist, aber auch inwiefern ihm ein ethischer und natürlich ein ästhetischer Wert zugrunde liegt, spielen für die Beurteilung eine Rolle; ebenso die Anliegen der Bauherrschaft und der Architektinnen bzw. Architekten sowie deren Gestaltungswillen. Die Jurytage sollen der dezidierten Meinungsbildung der Jurymitglieder ein Forum lebendiger Auseinandersetzung um Qualitäten der Architektur und deren infrastrukturellen Ausstattung bieten.

Auf die Frage, wie gute Architektur entsteht, hat Dr. Manfred Sack, Architekturkritiker aus Hamburg (Jurymitglied 1992), treffend formuliert: «Erste Antwort: Durch einen guten Architekten – sofern er, zweite Antwort, eine aufgeschlossene, interessierte, für Architektur empfängliche, dafür zu gewinnende Bauherrschaft hat.» Prof. Fritz Wilhelm, Architekt aus Lörrach (Jurymitglied 2002), hat später diese Antworten wie folgt interpretiert: «Gute Architektur entsteht durch eine kultivierte, aufgeschlossene, couragierte Bauherrschaft, die eine kulturelle Neugierde hat und imstande ist, nach guten Architekten Ausschau zu halten, sie zu finden und zu beschäftigen und – das Wichtigste – ihnen zu vertrauen.» Mut und Vertrauen bringen die Bewerberinnen und Bewerber mit ihren «guten Bauten» auch der Jury entgegen. Die Jury begleitet eine schwierige Aufgabe, nämlich Qualität auf hohem Niveau zu beurteilen, mit der Hoffnung, das Vertrauen nicht allzu sehr verspielt zu haben.

Architekturförderung ist eine öffentliche Aufgabe

Der Kanton Basel-Stadt übernimmt neben den baulichen Aufgaben zusätzlich Zentrumsfunktionen für die ganze Region. Seit langem fördert er die Baukultur systematisch. Der Stadtkanton verfügt im Hochbau- und Planungsamt über die Abteilung Stadtgestaltung. Sie ist Anlaufstelle für alle gestalterischen Anliegen

Wohnsiedlung «Ob dem Fichtenrain» in Therwil (R. Meyer & F. Schmidlin, Architekten Basel)

«Kronenmattsaal» Binningen (R. Meyer & F. Schmidlin, Architekten Basel).

aus der Bevölkerung, der Kultur und der Wirtschaft.

Der Kanton Basel-Landschaft besteht aus 86 unterschiedlichen Gemeinden mit unterschiedlichen Bedürfnissen. Das Amt für Raumplanung stösst Projekte an, entwickelt Konzepte und begleitet ortsgestalterische Prozesse und Wettbewerbe. Zum Aufgabenfeld der Kantonalen Denkmalpflege und insbesondere der Fachstelle Ortsbildpflege gehört es, die Gemeinden hinsichtlich der Ortsgestaltung sowie von Bauten und Anlagen an empfindlichen Orten zu beraten. Seit einigen Jahren fördert auch der Kanton Basel-Landschaft mit öffentlichen und «eingeladenen» Wettbewerben die Qualität neuer Bauten und Anlagen.

Regierungsrat Markus van Baerle hat 1985, anlässlich der ersten «Auszeichnung guter Bauten», bekannt gegeben, warum der Kanton Basel-Landschaft diese Auszeichnung ins Leben ruft und welche Massnahmen zur Förderung guter Bauten notwendig sind:

– Die Auszeichnung kann gute Beispiele bekannt machen und ganz allgemein zu besserem Bauen animieren und motivieren.

– Der Kanton Basel-Landschaft bemüht sich in vielfacher Weise darum, bessere Gestaltung zu fördern.

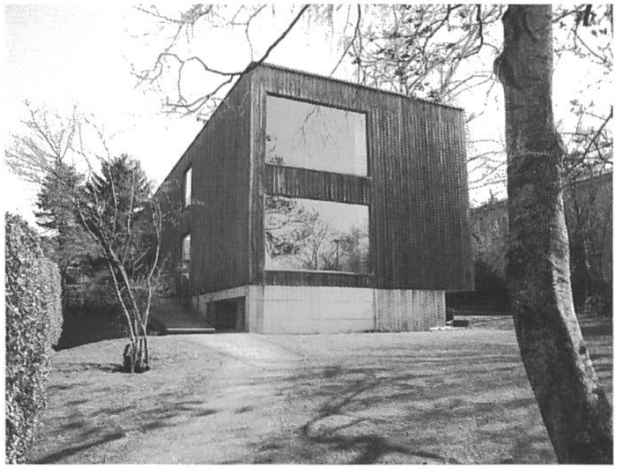
– Bei der Projektierung der Bahn 2000 hat die SBB auf Wunsch des Kantons vorgesehen, Experten für die Gestaltung einzusetzen.

– Die Natur- und Heimatschutzkommission wird sich künftig vermehrt den gestalterischen Aspekten zuwenden und soll personell verstärkt werden.

– Die Kommission für Arealüberbauungen unterstützt die Gemeinden und die Projektierenden intensiver als bisher darin, trotz zahlreicher schwieriger Randbedingungen zu guten Lösungen zu kommen.

– Für Gemeinden und Private empfiehlt es sich, vermehrt Wettbewerbe für städtebauliche Aufgaben und Einzelprojekte durchzuführen. Die kantonalen Fachstellen helfen im Rahmen ihrer Pflichtenhefte dabei, solche Wettbewerbe vorzubereiten und zu realisieren.

Wohnsiedlung «Im Link», Münchenstein (Zwimpfer und Partner, Architekten Basel).



Zweifamilienhaus Schäublinstrasse 109, Basel (Harry Gugger, Architekten Basel).

Persönliche Eindrücke der Jurymitglieder

Die Basler Architektur hat sich von der Spitze in die Breite entwickelt. Diese Breite ist jetzt auf dem Weg zu einer neuen Spitze. All diese Bewegungen zur Valorisierung des Bauens bedürfen der Architekten, der Bauherrschaft, der Verwaltung und der Politik, also einer kollektiven Übung.
Prof. Adolf Krischanitz, Architekt, Berlin/Wien (Jurymitglied 1997)

Die weit überdurchschnittliche Dichte von guter, ja herausragender Architektur in Basel ist erstaunlich. Über die Gründe dieses Phänomens kann man rätseln, wünschte man sich eine solche Quantität von Qualität doch auch andernorts. So möchte man annehmen, neben der offensichtlichen Begabung und dem Engagement der hier tätigen Architekten liege es daran, dass die Bauherrschaft hier noch etwas ehrgeiziger, die Behörden schon ein bisschen toleranter und die Bevölkerung bereits ein Stück weit interessierter seien als anderswo.
Annette Gigon, Architektin, Zürich (Jurymitglied 1997)

Man weiss es zwar als Aussenstehender, ist aber doch bei jedem Besuch wieder beeindruckt: Die Region Basel verfügt über eine einzigartige Dichte guter Bauten, an denen Vielfalt und Experimentierfreudigkeit auffallen. Offensichtlich ein fruchtbares Klima für den Hochbau, häufig öffentliche Institutionen als Bauherrschaft: Ich werde an das Graubünden der Jahrhundertwende erinnert, als die Erbauer der Rhätischen Bahn den Grundsatz formulierten, sie würden als Vertreter des Staates Bauten mit Vorbildcharakter erstellen. Was damals die Bautätigkeit in allen Sparten belebte, strahlt jedoch heute nur noch auf Teilgebiete aus: Auch in der Region Basel konzentrieren sich die architektonischen Anstrengungen auf die fast schon klassischen Themen Wohnsiedlungen und Wohnhäuser, Schul-, Verwaltungs- und Bürogebäude. Ich empfinde es als Mangel, dass nur wenige Eingaben von Ingenieurkollegen und ihrer Bauherrschaft erfolgt sind und Infrastrukturbauten zumeist ein Mauerblümchendasein fristen. So ist etwa die Stadt Basel als Chemiestadt, Brückenstadt und Strassenverkehrsknotenpunkt bei der Anerkennung guter Bauten nicht vertreten. Die neuen Gebäude auf dem

Umbau Fraumattenstrasse 1, Biel-Benken (Erny + Schneider AG, Architekten Basel).

Geschäftshaus Baslerstrasse 31 (Laufen Herzog & de Meuron Architekten, Basel)

Bahnhofareal bilden allerdings eine gewichtige Ausnahme, und ihr Beispiel lässt hoffen, dass die hohe Qualität der prämierten Werke in Zukunft auch in die entlegenen Winkel der Bautätigkeit ausstrahlen könnte.
Jürg Conzett, Bauingenieur, Chur (Jurymitglied 1997)

Ich kann mich nicht erinnern, jemals so viel qualitätsvolle zeitgenössische Architektur auf so engem Raum gesehen zu haben. Ich kenne auch keine Stadt, keine Region, die eine solche Konzentration erwarten liesse. In der Geschichte der Architektur und des Städtebaus gibt es immer wieder Orte, die in einem ganz bestimmten historischen Augenblick zu so etwas wie kulturellen Inkubationszentren geraten. Für die architektonische Kultur ist heute Basel und seine Region ein solches Zentrum.
Prof. Vittorio Lampugnani, Architekt, Zürich/Milano (Jurymitglied 1997)

Es gibt sie noch, die Momente, in denen ein Haus in seiner Gesamtheit begeistert. Unabhängig vom unterschiedlichen Hintergrund der einzelnen Jurorinnen und Juroren sind sich in diesem Augenblick alle einig, dass es sich um die Entdeckung herausragender Architektur handelt, deren Qualität analysiert und beschrieben werden kann. Dennoch bleibt ein Rest Geheimnis, das nicht erklärbar ist und vielleicht gerade deswegen die gute Architektur ausmacht.
Prof. Patrick Gmür, Architekt, Zürich (Jurymitglied 2002)

Architektur bleibt der Ausdruck der Werte einer Gesellschaft: Hierarchien, Wünsche und Träume werden ausgedrückt. Die drei Tage in Basel waren sehr spannend. Man kann beobachten, dass die Architektur sich nach städtebaulichen Werten sehnt. Es ist eine Einladung zu Toleranz und Kommunikation. Man kann in dieser Architektur eine sinnliche Suche erkennen, das Spektrum geht vom Brutalismus bis zur barocken Schichtung. Auf jeden Fall ist sie erfinderisch und genau. Sie spricht für eine offene und strebende Gesellschaft. In Basel fühlt man sich im 21. Jahrhundert.
Prof. Claudine Lorenz, Architektin, Sion/München (Jurymitglied 2002)

Die Nordwestschweiz, also Basel und sein Umland, ist bekannt für ihre kulturelle

Novartis Campus Forum 3, Basel (Diener & Diener Architekten Basel).

Dreiländerbrücke, Weil (D) nach Huningue (F) (Leonhardt, Andrä und Partner, Berlin/Feichtinger Architekten Paris)

Offenheit. Auf dieser «Bühne» entwickelt sich – neben den Künsten – offensichtlich die Architektur besonders gut. Bauen wird hier zur «res publica», zur öffentlichen Sache, die von Ämtern eingefordert, gewollt, getragen und unterstützt wird. Bauherrschaft und Architekten treten zusammen mehr als anderswo in geistigen Wettstreit. Diesem Klima ist es zu verdanken, dass Architektur, Planen und Bauen allgemein in den Medien besprochen, wahrgenommen, diskutiert, kritisiert und mit solchen Aktionen wie der «Auszeichnung guter Bauten» auch gelobt wird. Mehr als zum Beispiel in Deutschland sind Bauherrschaft und Architekten namentlich bekannt, und deren Werke werden nicht nur zur Kenntnis genommen, sondern sie werden als Teile der Kultur behandelt.
Prof. Fritz Wilhelm, Architekt, Lörrach (Jurymitglied 2002)

«Ausgezeichnete Architektur» leistet einen Beitrag zu den grossen und kleinen Fragen der Gegenwart und ist darum über den Tag hinaus von Belang. Sie erfüllt alle Anforderungen nach allen Regeln der Kunst – und noch mehr: Sie bewegt unsere Gedanken und unsere architektonischen Sinne.
Prof. Dorothee Huber, Kunsthistorikerin, Basel (Jurymitglied 2008)

Ich bin von meiner Ausbildung her Psychologe. Es fällt mir leichter, die Wirkung guter Architektur zu beschreiben: Gute Architektur ist für mich aussergewöhnlich und selbstverständlich zugleich. Sie regt an, fordert heraus, aber sie behaust auch. Sie ist im Gleichgewicht und bringt auch mich ins Gleichgewicht. Sie stimmt. Gute Architektur macht, dass auch ich als Person mich aussergewöhnlich und selbstverständlich fühle. Ausgezeichnet sozusagen.
Dr. Lukas Richterich, Psychologe, Laufen (Jurymitglied 2008)

Es gibt kein Rezept für ausgezeichnete Bauten. Es sind hundert Teilchen, die stimmen müssen, damit eine Magie entsteht. Unser Berührtsein vom Ort verstärkt sich, wenn ein Ringen um nachhaltige Qualitäten als Zeichen des vorbildlichen Umgangs mit Umgebung, Materialien und Ressourcen spürbar wird. Bauen ist eine Wissenschaft und es ist eine Kunst.
Franco Fregnan, Energieingenieur, Muttenz (Jurymitglied 2008)

Neue Lösungen und andere Organisationsformen

Aus den Erfahrungen der letzten Auszeichnungen und aufgrund von geäusserten Kritikpunkten und Wunschvorstellungen einiger Fachverbände soll eine Arbeitsgruppe aus den beiden Kantonen folgende Verbesserungsmöglichkeiten prüfen:

Erfahrungen Auszeichnung 2008

- Publikationen in BaZ, bz, NZZ, Tec21, auf Homepage «BD AGB2008» mangelhaft.
- Direktmails an SIA, BSA, Werkbund von Vorteil.
- Digitale Ausschreibung für 250 Bewerbungen bzw. Teilnehmer/innen mit grossem Erfolg.
- Medienkonferenz und Medienbulletin mit geringem Echo.
- Ausstellungsvernissage und Preisverleihung mit 150 geladenen Gästen in Basel.
- Ausstellungsvernissage und Apéro für 80 geladene Gäste in Liestal mit gutem Feedback.
- Ausstellung der nicht ausgezeichneten Projekte mit gutem Feedback.

Kritikpunkte der Fachverbände

- Auszeichnung muss besser kommuniziert und publiziert werden.
- Öffentlichkeit und Bauherrschaft wurden ungenügend erreicht.
- Beiträge in Tec21 und BaZ kamen nicht ausreichend zustande, Tele Basel fehlte.
- Medienarbeit und Unterstützung durch jeweilige Direktion waren unzureichend.
- BSA-, SIA- und SWB-Vorstand sind besser zu informieren und einzubeziehen.
- Fachjury hat die falschen Bauten ausgezeichnet.
- Ausstellungsort im Baudepartement Basel-Stadt ist zu wenig öffentlich zugängig.
- Auszeichnung im Lichthof wirkte wie eine Privatveranstaltung (SIA).
- Scharfe Kritik an BaZ, wenig kulturelles Engagement (BSA).

Ausbau der «Auszeichnung guter Bauten»

- Broschüre präsentiert sich ausgezeichnet; Homepage ist gewöhnungsbedürftig.
- Auszeichnungsverfahren soll alle drei Jahre durchgeführt werden.
- 30% der eingereichten Bauten waren preiswürdig (BSA).
- Engagement der Fachverbände ist sinnvoll; Bildung einer Arbeitsgruppe ist nötig.
- Arbeitseinsatz der Organisatoren ist auszuweiten.
- Auszeichnungsverfahren soll weiter ausgebaut werden (SIA).
- Einzige Plattform und Möglichkeit für Verbandsmitglieder, sich zu präsentieren.
- Auszeichnung wird von den Fachverbänden wahrgenommen und gefördert.

Verbesserungsmöglichkeiten/Feedback

- Intensivere Unterstützung durch die Informationsdienste erforderlich.
- Broschürenbeilage soll in der Tagespresse erscheinen.
- Sicherstellen der frühen Kontakte zu den Medien: BaZ/Tele Basel als Sponsor.

- Unterstützung durch Arbeitsgruppe BSA und SIA in Anspruch nehmen.
- Plakate vor Ausstellungseröffnung aushängen.
- Ausschreibung mit Datenbankunterstützung (vollständige Adressinfo).
- Eine Auszeichnung pro Kategorie und pro Architekt/in.
- Einfamilienhäuser in einer Extrakategorie beurteilen.
- Umbauten, Sanierungen und Energiekriterium mit einem Spezialpreis auszeichnen.
- Einzugsbereich auf die Nachbarkantone ausweiten.

Um die geografische Ausweitung und den Kostenaufwand in Grenzen zu halten und dennoch eine Öffnung des Verfahrens zu erreichen, könnten die Baudirektionen der beiden Basel an Stelle der Nachbarkantone die Stadtgemeinden Lörrach (D) und St. Louis (F) zur Teilnahme einladen. Dies würde der regionalen Zusammenarbeit im Grossraum Regio Basel generell zugute kommen. *Markus Billerbeck*

8. Sanierung des Schlösschens «Gstad» in Münchenstein

Einleitung

Das Schlösschen «Gstad», Schlössligasse 4, in Münchenstein, liegt unterhalb des alten Dorfkerns in der Talsohle, die einst von der Birs überschwemmt wurde. Es war wohl der älteste Bau zwischen Birs und Dorf. Einst isoliert, liegt das Schlösschen heute in verbauter Umgebung im Zentrum eines Quartiers, dessen Ausgangspunkt es bildete und das erst kürzlich in den Baselbieter Heimatblättern eine Würdigung erfuhr.[5]

Das um 1663 erbaute Schlösschen weist einen quadratischen Grundriss auf, dessen Mittelachse der Treppenturm betont. Auf der Rückseite liegt eine für Baselbieter Landsitze typische offene Laube. Eine Besonderheit sind die Wandmalereien in Grisaille, die 1966 im Obergeschoss vorgefunden und abgenommen wurden. Es handelt sich um zeitgenössische Kopien nach den Kupferstichen aus der Bibel von Matthäus Merian aus dem Jahr 1630[6]. Seit dem 30. September 1969 steht das Schlösschen unter kantonalem Denkmalschutz.

Dank einem Besitzerwechsel konnte das Schlösschen, das aufgrund von Veränderungen am Gebäude selbst und in der Umgebung kaum mehr als ehemaliger Herrschaftssitz erkennbar gewesen war, im letzten Jahr saniert werden. Durch die Wiederherstellung der Laube erhielt es einen Teil seiner Besonderheit zurück. Die Vorbesitzer hatten andere Schwerpunkte gesetzt – zum Beispiel auf die Frage, wo sich eine Parabolantenne anbringen lässt.

Das Schlösschen «Gstad».

Allianzwappen der Burckhardt-Iselin mit der Jahreszahl 1663 am nordöstlichen Laubenpfosten.

Geschichte

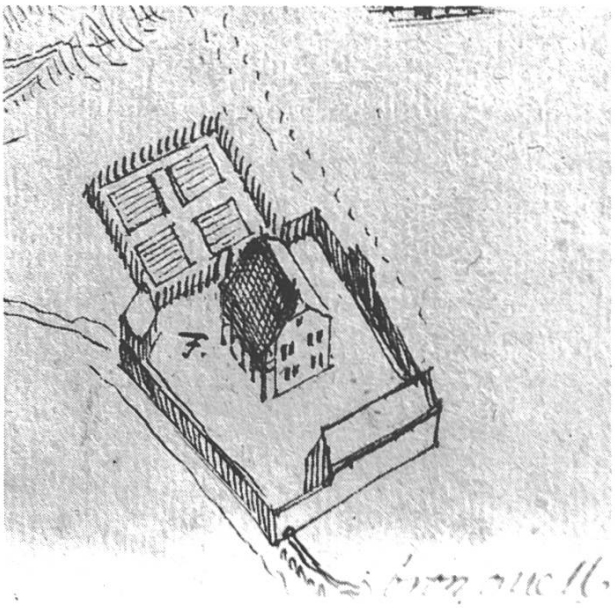
Nach Bruckner[7] dürfte die Anlage kurz vor dem Jahr 1532 entstanden sein, als sie zum ersten Mal erwähnt wird[8]. 1541 ist ein «hus und hoff in der Vorburg uff dem gstad» bezeugt[9]. Zum Landgut, umgeben von einer Mauer mit zinnenbewehrtem Rundbogentor, Nebenbauten und einem Hauptbau mit Treppenturm und Laube, wurde die Anlage um 1663 umgebaut, nachdem der Basler Zunftmeister Johann Jakob Burckhardt-Iselin sie erworben hatte; dessen Allianzwappen mit der Jahreszahl 1663 ziert bis heute einen Laubenpfosten.

Auf einem Stich von 1665 nach einer Zeichnung von Georg Friedrich Meyer erkennt man bereits das Schlösschen in einem ummauerten Hof mit zwei Nebenbauten und angefügtem Garten. Wie auf einer weiteren Meyer-Zeichnung von 1680 wird das Schlösschen hier mit «Bronquell» angeschrieben. Auf einer Zeichnung von Friedrich Enderlin aus dem Jahr 1760 heisst das Schlösschen bereits «Gstadhauß». Alle drei Blätter zeigen das Krüppelwalmdach – noch ohne Dachreiter – und die Laube, wenn diese auch unterschiedlich ausformuliert ist.

Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts scheinen kaum Veränderungen stattgefunden zu haben. Erst nach 1920 entfernte man die Nebengebäude auf der Ostseite des Schlösschens, das Fachwerktürmchen der Umfassungsmauer sowie den rundbogigen Toreingang und nahm der Anlage dadurch viel vom ihrem herrschaftlichen Aussehen.

Weitere und zum Teil frühere Veränderungen am Hauptbau selbst haben die Wirkung dieses Landsitzes aus dem 17. Jahrhundert zusätzlich beeinträchtigt: Ein äusserer Aufgang, der dem Treppenturm entlang zu einer neuen Haustür im 1. Obergeschoss führt, ersetzte die innere Wendeltreppe; ein Anbau kam hinzu; die Laube wurde eingeschalt und später vermauert, die Fenster im Erdgeschoss vergrössert und jene des Obergeschosses verändert. Neubauten, die immer näher ans Schlösschen rückten, beengen es bis heute. Dennoch blieb der Hauptbau in seiner Grundsubstanz erhalten.

2007 wechselte der Besitzer. Der neue Eigentümer erkannte die Bedeutung des Schlösschens und wollte die Architektur des Gebäudes wieder besser zur Geltung bringen. Er beschloss trotz beschränkter finanzieller Mittel, vor allem die Laube wieder aufzuwerten. Da weiterhin zwei Wohnungen im Schlösschen Platz finden sollten, war es wegen der begrenzten Geschossflächen nicht möglich, die Laube wieder ganz zu öffnen; sie präsentiert sich heute als eine Art Wintergarten.



Zeichnung von Georg Friedrich Meyer von 1680.

Beschreibung

Das zweigeschossige Landhaus deckt ein Krüppelwalmdach, ausgezeichnet durch einen Firstreiter mit Glocke, Windrose und Wetterfahne. Gegen die Strassenseite fällt der mittig angeordnete, mit drei Sechseckseiten vorspringende Treppenturm auf. Seine heute sichtbare Fachwerkkonstruktion über der Dachtraufe war vermutlich ursprünglich verputzt. Der Haupteingang liegt auf der rechten Seite des Treppenturmes.

Die rückwärtige Laube ist ein integraler Teil des Hauses und nicht wie viele andere Lauben der Region als Anbau an ein Gebäude konzipiert. Der gemauerte Teil des Hauses und die Laube zusammen bilden den quadratischen Baukörper, der durch das gemeinsame Krüppelwalmdach überdeckt wird. Die Dachkonstruktion ruht einerseits auf der gemauerten Südfassade und andererseits auf der Laubenkonstruktion.

Grisaille-Wandmalereien im Südwestzimmer nach Abbruch der Innenwand, der Vertäferung der Aussenwände und der Kassettendecke. (Foto 1966).

Das Schlösschen «Gstad» im Zustand um 1900.

Laut Heyer steht das «Gstad» in der Entwicklung der Landsitze am Übergang zwischen dem spätmittelalterlichen, oft ummauerten Landsitz und dem barocken Herrschaftshaus, das sich durch den regelmässigen Grundriss und den von zwei Nebengebäuden flankierten Hof auszeichnet.[10]

Laube

Die Laube besteht aus zwei – ursprünglich dreiseitig offenen – Geschossen mit vier Feldern an der Längsseite. Während im Erdgeschoss kurze Kopfbänder von den allseitig profilierten Pfosten an die Pfette führen, verbinden im Obergeschoss bogenförmige Kopfbretter arkadeartig die Pfosten mit der Pfette. Auf der Ostseite besitzt die Laube ein kleines Vordach. Sie erinnert an jene des Pratteler Schlosses.11

Die eichenen Pfosten des Erdgeschosses stehen auf oben gerundeten, quadratischen Sockelsteinen. Für die Kopfbänder und die Pfette des Erdgeschosses wurde Nadelholz verwendet; nur im westlichen Feld ist die Pfette aus Eiche. Pfette und Kopfbänder sind gefast. Die Fasen laufen rund aus und sind winklig einfach abgestochen.12 An den Eckpfosten setzen die Kopfbänder auf unterschiedlicher Höhe an, entsprechend der unterschiedlichen Höhenlage der Pfette an der Längsseite, beziehungsweise des jeweiligen Balkens an den Schmalseiten.

Das Obergeschoss wies ursprünglich neben der Pfostenreihe an der Längsseite auch Pfosten direkt am Steinbau auf; nur jener an der Ostseite ist erhalten. Sie sind eigentlich statisch überflüssig, da der jeweilige Dachbalken gleich anschliessend auf der Fassadenmauer aufliegt. Der obere Bogen der Laube brauchte allerdings diese Pfosten als seitliches Auflager und formalen Abschluss. Sowohl die L-förmigen Eckpfosten als auch die mittleren Pfosten der Längsseite sind zweiseitig, der noch vorhandene Pfosten am Steinbau nur einseitig ausgeschnitten; die Ansichts- und die Rückseiten sind unprofiliert. Der östliche Eckpfosten trägt eingeschnitzt das Allianzwappen der Familien Burckhardt-Iselin und die Jahreszahl 1663.

Der Handlauf und die Baluster des Geländers im Obergeschoss wurden bei der

Ostfassade mit Laube vor und nach der Sanierung.

Ausmauerung der Laube abgebrochen; ihre Profilierungen sind dank der Publikation im Bürgerhausband aber bekannt.[13]

Balkenlage und Schwelle des Obergeschosses sind in Nadelholz, die Pfosten wiederum in Eiche ausgeführt. Für die Pfette des Obergeschosses, die gleichzeitig Fusspfette des Daches ist, wie auch für die ganze Dachkonstruktion wurde Nadelholz verwendet. Die Pfettenköpfe beider Geschosse der Laube sind unten gerundet. Die Fase ist ungewöhnlich weit hochgezogen, so dass die oft übliche Klaue entfällt.

Die Bögen, die die Laube nach oben abschliessen, bestehen an der Längsseite aus der Fusspfette des Daches und aus den rund ausgeschnittenen, dünnen Kopfbrettern, die aussen flächenbündig an Ausblattungen in den Pfosten und in der Pfette befestigt waren. Als die Laube ausgemauert wurde, entfielen diese Bretter.

Um den Bögen eine gleichmässige Rundform zu geben, ist auch die Pfette entsprechend rund zurückgeschnitten.[14] Im Scheitelpunkt der Bögen weist die Pfette jeweils eine zweistufige halbrunde, nach unten vorstehende Auszeichnung auf. An den Schmalseiten führen die Kopfbretter in die Dachbalken, die ebenfalls rund zurückgeschnitten sind, aber keine mittige Auszeichnung zeigen. Die Bögen und die Profilierungen der Eckpfosten der Schmalseite liegen hier wie im Erdgeschoss höher als an der Längsseite – entsprechend der unterschiedlichen Höhenlage von Pfette und Balken der Dachkonstruktion.

Auf der Westseite lag auf jedem Geschoss direkt am Steinbau je ein nachträglich eingebauter Abort, der die halbe Breite der Laube einnahm. Im letzten Moment

Die sanierte Laube in Frontalansicht.

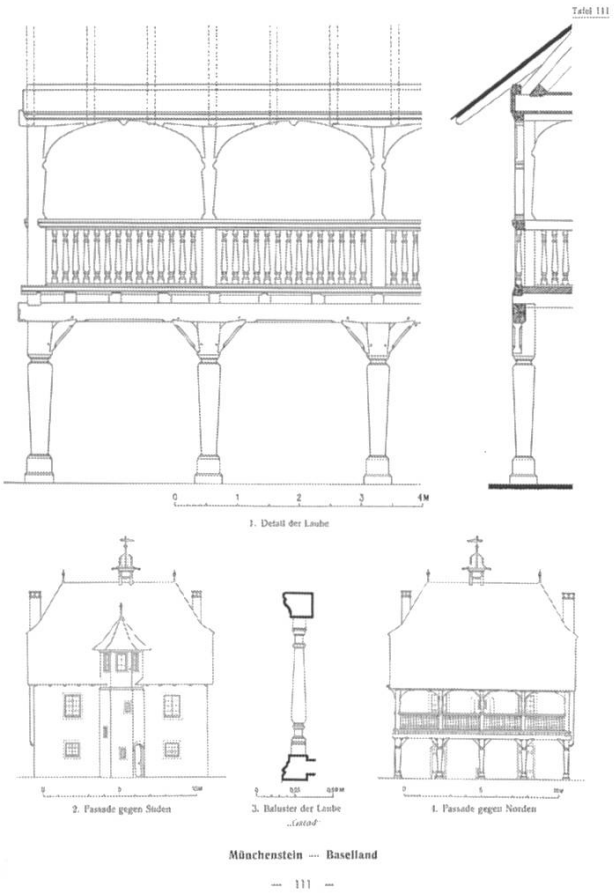


Abbildung aus dem Bürgerhausband mit Laubendetails.

konnte der Abbruch der noch vorhandenen westlichen Aussenwände verhindert werden; sie sind einschliesslich der hölzernen Fenstereinfassung noch vorhanden. Die kleinen Fensterchen der ehemaligen Aborte waren nur vermauert. Die Denkmalpflege hat sich dafür entschieden, dieses Wandstück als Erinnerung an die Aborte zu erhalten, obwohl Architekt und Bauherr sich zuerst für eine «reine» Laube ohne Störungen einsetzten. Als Spur der Zeit sind diese Aborte jedoch wichtig und interessant.

Die Einbauten für die Aborte, wie sie im Bürgerhausband[15] noch gezeigt werden, sind nicht ursprünglich, da der Bogen an der westlichen Schmalseite des Obergeschosses ebenfalls über die ganze Laubenbreite bis an das gemauerte Rechteck des Gebäudes reichte, wie die Ausarbeitung des Dachbalkens für die Kopfbretter zeigt. Weiter sind die Pfosten, die die äussere Ecke der Aborte bilden, auf beiden Geschossen nicht in die jeweiligen Balken eingezäpft. Ob im Obergeschoss der Pfosten profiliert war, wie im Bürgerhausband dargestellt[16], lässt sich nur vermuten. Der heutige Pfosten ist zwar glatt, aber nachträglich bearbeitet. Vielleicht handelt es sich um den ehemaligen seitlichen Laubenpfosten beim Maueranschluss, der beim Einbau des Aborts entfernt und als dessen Eckpfosten wiederverwendet wurde.

Wie frühe Fotos zeigen, führte zeitweise eine aussen an die Laube angehängte Treppe direkt vom oberen Laubengeschoss fassadenparallel in den Garten. Bei den Arbeiten in der Laube wurde aber auch sichtbar, dass früher eine Treppe bestand, die innerhalb der Laube an deren Aussenseite nach unten führte; denn die Balken im mittleren Feld reichen nicht bis an den äusseren Unterzug. Der heutige Wechsel sieht allerdings nicht ursprünglich aus, so dass sich nicht entscheiden lässt, ob von Anfang an eine Treppe vorhanden war.

Ursprünglich waren auf beiden Geschossen als Untersichten die Balkenlage und darüber ein Bretterboden sichtbar. Sowohl die Balken, als auch die Bretter waren dunkelgrau gefasst.[17] Ein helles Grauband mit einem schwarzen Begleitstrich umrahmt die Balkenenden. Auch auf der Wand war entlang der Balkendecke ein helles Grauband mit schwarzem Begleitstrich aufgemalt. So entstand eine Feldeinteilung, die mit Bändern und Strichen eine dekorative Bemalung erzeugte.

Direkt unterhalb der originalen Decke haben sich an der Laubenwand kleinere

Partien eines originalen Verputzes erhalten, der fein geglättet und mit Kalk hell gestrichen ist. In diesem Sinne darf man sich den gesamten Fassadenverputz von 1663 vorstellen.

Zu einem nicht datierten Zeitpunkt wurden auf beiden Geschossen die Balkenlagen mit Gipsdecken verkleidet, die dem Rand entlang einen Fries aufwiesen. Dieser Fries nimmt bereits Rücksicht auf die beiden Aborte und umfährt sie. Wohl aus den 1970er-Jahren ist eine dritte, abgehängte Decke aus Perfektaplatten, die Heizleitungen und sanitäre Installationen kaschierte.

Die Laubenkonstruktion weist insgesamt mindestens sieben Anstriche auf[18]. Unter der heutigen roten Bemalung liegen eine braune und nach innen zusätzlich eine grüne Fassung. Darunter sind Spuren der ersten Fassung in Englisch-Rot und von zwei grauen Fassungen vorhanden.

Sanierung der Laube

Schon 1998 hat Jakob Steinmann, Zimmermann aus Waldenburg, den Zustand der Laube untersucht. Er schreibt:

Die Witterungsschäden waren vor allem am Nadelholz gegen Ende des letzten Jahrhunderts offenbar so weit fortgeschritten, dass Reparaturen unumgänglich wurden. Der Stab der an sich noch tragfähigen Pfette des Obergeschosses war an mehreren Stellen abgefault, weil das Vordach nicht unterhalten wurde. Der Stab wurde sehr primitiv repariert. Der noch vorhandene ursprüngliche Sims wurde mit einer aufgesetzten Profilleiste versehen. Da diese Leiste die Einschnitte zur Befestigung des alten Gesimses verdeckt, wurde sie bei den Pfosten nie entfernt. Der Bereich der Balkenlage und der Schwelle wurde mit Brettern und Profilleisten verkleidet. Die Pfette über dem Erdgeschoss wurde, wo die Sichtseite verfault war, mit aufgesetzten Brettern geflickt. Die ärgsten Spalte an Kopfbändern und Pfosten wurden ausgespänt. Alle diese Reparaturen sind mit maschinell hergestellten Nägeln befestigt. Die Laube erhielt einen braunen Anstrich.[19]

Aufgrund des Berichts Steinmann[20] und der Besichtigung vor Ort mit Architekt und Zimmermann war geplant, die Laube abzubauen und zu prüfen, welche Teile noch verwendbar seien. Dabei hätte das Dach aufwendig abgestützt werden müssen, da die Nordhälfte des Daches ihre Last voll auf der Laubenkonstruktion abträgt. Zum Glück erwies sich nach dem Abbruch der Ausmauerungen, dass das bisher verdeckte Holz in einem viel besseren Zustand war als erwartet. Die befürchteten Schäden durch Feuchtigkeit, Fäulnis und Insektenfrass waren wesentlich geringer als vermutet und auf kleinere Stellen beschränkt. So fiel die Entscheidung leicht, auf den Abbau zu verzichten und die Laube nur zu reparieren.

Die Laube ist erst nach 1966 ausgemauert worden. Vorher verschalte sie ein Bretterschirm mit Fenstern, der von der Innenseite an die Laubenkonstruktion angeschlagen war und offenbar gewährleistete, dass eine gute Belüftung des Konstruktionsholzes möglich war und kaum Feuchtigkeit zurückgehalten wurde.

Einige Teile der Laube waren trotzdem zu ersetzen oder zu ergänzen, wobei jeweils die vorgefundene Holzart verwendet wurde. Die Rekonstruktionen der Holzteile konnten sich zudem auf historisch gesicherte Grundlagen abstützen, so auf die Aufnahmen im Bürgerhausband und auf

Obergeschoss der Laube mit ergänzten Kopfbrettern.

Fotos im Archiv der Denkmalpflege. Die Fundamente der Laube wurden gesichert und das Terrain direkt davor abgegraben, damit das Spritzwasser weniger Schäden verursachen kann. Vom fehlenden Geländer im Oberschoss erkannte man nur noch die Zapfen der einzelnen Teile des Handlaufs in den Pfosten und die Einsetzstellen der Baluster in der Schwelle. Die Grösse und die Stärke der ebenfalls fehlenden Kopfbretter liessen sich aufgrund der Ausblattungen in den Pfosten beziehungsweise in der Pfette eruieren.

Die neue Verglasung, die aus der Laube eine Art Wintergarten macht, erlaubt einerseits Durchblicke über Eck und somit die Laube als offen zu erleben, andererseits diese als beheizten Innenraum zu nutzen. Für die Rahmen der Verglasung wurde die Farbe Anthrazit gewählt, um einen zu grossen Kontrast mit den Gläsern im unbeleuchteten Zustand zu vermeiden.

Sowohl im Erd- als auch im Obergeschoss der Laube wurden Bodenbeläge aus Holz verlegt. Die Rückfront erhielt teilweise eine Verkleidung. Da die Laube zu zwei Wohnungen gehört, musste man in der Decke zum Obergeschoss dem Brandschutz Rechnung tragen.

Sanierungsarbeiten am restlichen Haus

Am restlichen Gebäude, dem gemauerten Gebäudeteil und dem Dach, waren weniger tiefgreifende Massnahmen nötig. Sie betrafen vor allem die Erneuerung der Installationen: Der gemauerte Gebäudeteil bekam eine neue Heizungsanlage, und man verlegte sämtliche sanitären Installationen – die Badezimmer und Küchen befanden sich zuletzt auf der Laube – in diesem Teil, wo sie sich ausser den Aborten ursprünglich befunden hatten.

Aussen

Ursprünglich war der Fassadenverputz abgeglättet und weiss gekalkt, wie sich an kleinen Resten an der Laubenrückwand und hinter dem Heizungsanbau zeigte[21]. Um die Jahrhundertwende folgte ein Besenwurfverputz, der sich in Resten im oberen Bereich des Treppenturms erhalten hat. Als letzter Verputz wurde wohl in den 1970er-Jahren ein zementhaltiger, sehr harter Mörtel aufgetragen.

Um Risse im Verputz zu sanieren und gleichzeitig die falsche Oberflächenstruktur zu korrigieren, wurde der Deckputz oberflächlich abgefräst, die Risse ausgefüllt und alle Fassaden mit einem neuen, feinen Deckputz überzogen[22]; man verzichtete bewusst darauf, dabei ein Netz einzubetten. An der Aussentreppe als Zugang zur oberen Wohnung waren einige Abplatzungen im Beton, bei dem bereits die Eisen freilagen, zu sanieren und das Geländer zu überholen. Das an der Westseite angebaute Gewächshaus wurde abgebrochen.

Spenglerarbeiten waren ausser auf der Laube kaum nötig. Die Fensterläden konnten geflickt und neu gestrichen wer-

Westseite der Laube mit der Westwand der Abort-Einbauten.

Vermauerte Laube ohne Geländer und Kopfbretter im Obergeschoss

den; da sich kein historischer Farbton nachweisen liess, kam hier dasselbe Rot zur Anwendung, das die Farbuntersuchung an den Gewänden und an der Laube zu Tage gefördert hatte.

Am ganzen Haus wurden die bestehenden Natursteingewände der Fenster und Türen reprofiliert. Im Erdgeschoss mussten einige Fensterbänke, die durch die aufsteigende Feuchtigkeit arg in Mitleidenschaft gezogen waren, vollständig ersetzt werden. Bei einem Fenster im Obergeschoss, das von seiner Grösse zum älteren Bestand gehört und möglicherweise aus der Bauzeit stammt, zeigte sich, dass ein Seitenteil wiederverwendet wurde. Darauf liess sich eine Fassung in Caput motruum nachweisen, die vom Vorgängerbau stammen muss[23], denn die folgenden Fassungen entsprechen genau jenen der Laube.

Innen

Im Erdgeschoss ist die Küche wieder an ihrem ursprünglichen Ort. Das Bad liegt der Küche gegenüber, getrennt durch den etwas höher liegenden Essbereich, der als einziger des Hauses unterkellert ist. Der Öltank, der sich heute in diesem nur zur Hälfte abgetieften Raum befindet, ist stillgelegt. Der nachträglich abgesenkte Boden des Heizungsraums wurde auf sein ursprüngliches Niveau angefüllt, um das neue Bad aufzunehmen. In der Wand zum Raum in der Südwestecke konnte eine bislang vermauerte Tür als Zugang zum Bad wieder geöffnet werden.

Im Obergeschoss sind 1966 grössere Eingriffe vorgenommen worden. Zumindest auf der westlichen Seite wurden alle Innenwände, die nach der Grundrisszeichnung im Bürgerhausband aus senkrech-

Gipsdecke im Erdgeschoss mit Fries, das bereits Rücksicht auf den Einbau des Aborts nimmt.

ten Bohlen und Ständern bestanden,[24] sowie die Vertäferung der Aussenwände und die Kassettendecke abgebrochen. Dabei kamen die Grisaille-Wandmalereien im Südwestzimmer zum Vorschein.[25] Die neuen Wände wurden als Leichtbaukonstruktion in Gips errichtet, die neue Trennwand zwischen den beiden westlichen Räumen nach Norden verschoben. Beim Untersuch der Gangwand bestätigte sich, dass es sich um eine moderne Gipskartonwand handelt. Man brach sie beim nordwestlichen Raum, dem neuen Badzimmer, ab und verschob sie um 1,5 Meter, um den Vorplatz zu vergrössern. Die neue Küche liegt über jener im Erdgeschoss. Hier verrichtet ein vermauertes Fenster, das auf die Laube führte, wieder seinen Dienst.

Würdigung

Dank dem Engagement des neuen Eigentümers konnte das Schlössli – soweit dies in der heute beengten Umgebung überhaupt möglich ist – einiges von seinem früheren Glanz zurückgewinnen.

Walter Niederberger

Anmerkungen

1 Klaus-Jürgen Winkler, Der Architekt Hannes Meyer. Anschauungen und Werk, Berlin 1989, S. 22ff.

2 Hannes Meyer, Die Siedelung Freidorf, in: Das Werk 12 (1925) Heft 2, 40–51, S. 49.

3 Ebenda, S. 50–51.

4 Hannes Meyer, Der Baugedanke, in: Siedelungsgenossenschaft Freidorf, Basel 1922, S. 57ff.

5 Samuel Huggel, Gstad Münchenstein: Die Geschichte eines Quartiers, in: Baselbieter Heimatblätter, Band 29, 73. Jahrgang, Dezember 2008, 123–143.

6 KDM BL, Band 1, S. 290f.

7 Daniel Bruckner, Versuch einer Beschreibung historischer und natürlicher Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel, Basel 1748–1763, S. 136. – Das Bürgerhaus in der Schweiz, XXIII. Band, Kanton Basel-Stadt (III. Teil) und Kanton Basel-Land, 1931, S. LXVIII, Tafeln 110–112.

8 Münchenstein, Heimatkunde, Liestal 1995, S. 222.

9 Bruckner, S. 136. – KDM BL, Band 1, S. 289.

10 KDM BL, Band 1, S. 290.

11 KDM BL, Band 2, S. 357f.

12 Die Detailbeschreibung der Laube stützt sich teilweise auf den unpublizierten Bericht von Jakob Steinmann, Schlösschen Gstad, Münchenstein, Zustand der rückwärtigen Laube, 1998, Archiv KDBL.

13 Bürgerhaus, Tafel 111.

14 Bei der ähnlich ausgebildeten Laube im Schloss Pratteln wird die Ausrundung nur von den Kopfbrettern

übernommen. Die Pfetten sind flach und unbearbeitet: KDM BL, Band 1, S. 358, Abb. 314f. Ein der Laube am Schlössli ähnliches, wenn auch reicheres Beispiel findet sich am Spalenberg 12 in Basel: Das Bürgerhaus in der Schweiz, XVII. Band, Kanton Basel-Stadt (I. Teil), 1926, S. XLIII, Tafeln 85f.

15 Bürgerhaus, Tafel 110. In der Zeichnung «Fassade gegen Norden» auf Tafel 111 fehlt die Ansicht der Aborte. Eventuell waren sie zum Zeitpunkt der Planaufnahme bereits bis auf die Westwand abgebrochen.

16 Bürgerhaus, Tafel 110.

17 Gregor Mahrer, Untersuchungsbericht, Liegenschaft Schlössligasse 4, 2009, Archiv KDBL.

18 Ebenda.

19 Jakob Steinmann, Schlösschen Gstad, Münchenstein, Zustand der rückwärtigen Laube, 1998, Archiv KDBL.

20 Ebenda.

21 Gregor Mahrer, Untersuchungsbericht, Liegenschaft Schlössligasse 4, 2009, Archiv KDBL.

22 Der zementhaltige, noch vollflächig erhaltene Grundputz erlaubte keinen Einblick in die Baugeschichte, indem etwa Baufugen oder Veränderungen sichtbar geworden wären.

23 Gregor Mahrer, Untersuchungsbericht, Liegenschaft Schlössligasse 4, 2009, Archiv KDBL.

24 Bürgerhaus, S. 110.

25 KDM BL, Band 1, S. 290f.

Hansjörg Stalder

Tätigkeitsbericht 2008 der Kantonalen Denkmal- und Heimatschutzkommission

Einleitung

Als «kantonales Fachorgan des Kantons und der Einwohnergemeinden»[1] bewegt sich die Denkmal- und Heimatschutzkommission (DHK) des Kantons Basel-Landschaft gewöhnlich ausserhalb der Bundespolitik. Ihre zentrale Aufgabe ist unter anderem, wie es im entsprechenden Gesetz heisst,

die Anliegen und Bestrebungen des Denkmal- und Heimatschutzes zu fördern,

Baugesuche für Projekte, «die das Orts- und Landschaftsbild wesentlich verändern würden», zu begutachten

und dem Regierungsrat Gebäude, Siedlungen und Anlagen zur Aufnahme ins Inventar der kantonal geschützten Bauten zu beantragen[2].

Auch im Berichtsjahr 2008 änderte sich nichts an dieser weitgehend unpolitischen Aufgabe. Dennoch bekam die DHK auf indirekte Weise einen Wind zu spüren, der die politische Landschaft der Schweiz bewegte: die Diskussion um das Verbandsbeschwerderecht. Die DHK ist nicht ein Verband oder eine Interessengruppe; damit war sie von der Volksinitiative «Verbandsbeschwerderecht: Schluss mit der Verhinderungspolitik – Mehr Wachstum für die Schweiz», die am 30. November 2008 zur Abstimmung kam, nicht direkt betroffen. Der Titel der Initiative und auch die Form, in der der Abstimmungskampf geführt wurde, suggerierten jedoch, dass Organisationen, die sich für die Erhaltung von Kulturgut und